Bezugspreis:
Für Dresden vierteljährlich: 1 Mark 50 Pf., bei den Kaiserlich deutschen Postanstalten vierteljährlich 1 Mark; außerhalb des Deutschen Reiches Post- und Stempelzuschlag. Einzelne Nummern: 10 Pf.

Erscheinen:
Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage abends.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

Dresdner Journal.

Ankündigungsgebühren:
Für den Raum einer gespaltenen Zeile kleiner Schrift 20 Pf. Unter „Eingesandt" die Zeile 50 Pf.
Bei Tabellen- und Ziffernsatz entsprechender Aufschlag.

Herausgeber:
Königliche Expedition des Dresdner Journals
Dresden, Zwingerstr. 20.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

№ 204. Freitag, den 3. September abends. **1897.**

Amtlicher Teil.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst zu genehmigen geruht, daß der Kammerjunker und päpstliche Geheime Kämmerer, Adolf Freiherr von Schönberg, Rittergutsbesitzer auf Thammenhain, das ihm verliehene Comthurkreuz des päpstlichen Ordens vom Heiligen Grabe annehme und trage.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst zu genehmigen geruht, daß der Vorstand und die nachgenannten Beamten der Polizeidirektion zu Dresden die ihnen von Sr. Majestät dem Könige von Siam verliehenen Auszeichnungen, und zwar: der Polizeipräsident Le Maistre das Comthurkreuz des Kronenordens mit dem Sterne, der Regierungsrath Manitz und der Polizeihauptmann de Rudder den Elephantenorden 5. Klasse, die Polizeiinspektoren Halbauer und Fichtner die goldene Medaille, sowie der Wachtmeister Semig und der Gendarm Schork die silberne Medaille, annehmen und tragen.

Ernennungen, Versetzungen rc. im öffentlichen Dienste.

Im Geschäftsbereiche des Ministeriums der Justiz. Das von dem Rechtsanwalt Franz Gottfried Bauer in Chemnitz bekleidete Amt eines Notars ist durch Niederlegung und Feststellung nach § 69 der Notariatsordnung vom 5. September 1892 erloschen.

Im Geschäftsbereiche des Ministeriums der Finanzen. Bei dem Finanzministerium sind ernannt worden: Schubert, zeither Büreauassistent, als Sekretär; Kegel, zeither Grenzaufseher i. d. B., als Büreauassistent; Fischer, zeither Plombeur beim Hauptsteueramt Dresden, als Diener.

Im Geschäftsbereiche des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Zur Erledigung kommt die Lehrerstelle an der 2klass. Schule in Dittmannsdorf bei Geringswalde. Kollator: die oberste Schulbehörde. Einkommen: 1000 M. Gehalt und Amtswohnung im neuen Schulhause sowie 200 M. persönliche Zulagen bis zum Eintritt der Alterszulagen, 72 M. für Fortbildungsschule und 36 M. für das Sommerturnen. Gesuche sind unter Beifügung sämtlicher Zeugnisse bis in die neueste Zeit bis zum 18. September bei dem Königl. Bezirksschulinspektor Schulrat Dr. Böhme in Rochlitz einzureichen.

Im Geschäftsbereiche des Evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums sind oder werden demnächst folgende Stellen erledigt; davon sind zu besetzen A) nach dem Kirchengesetze vom 8. Dezember 1896 im II. Halbjahre 1897: vacat. — B) im regelmäßigen Besetzungsverfahren: das Pfarramt zu Oberwinkel mit Grumbach (Glauchau) — Kl. II (A) — Collator: die fürstliche Herrschaft von Schönburg-Waldenburg; das Pfarramt zu Kloschwitz (Plauen) — Kl. I — Collator: Rittergutsbesitzer Julius Hermann Hager auf Kloschwitz. — Dagegen worden angestellt, beziehentlich befördert: Dr. phil. Karl Gustav Blumtengel, Divisionsprediger a. D., als Pfarrer in Kleinzschachwitz (Pirna); Curt Hohfeld, Predigtamtskandidat, als Hilfsgeistlicher in Neumiese – Parochie Celitzig — (Stollberg).

Nichtamtlicher Teil.

Der Kampf um die Geschäftsordnung im österreichischen Reichsrate.

Die vorgestern begonnenen Verhandlungen der Vertreter der Rechten mit dem Ministerium Badeni haben allem Anschein nach bereits zu dem erstrebten gemeinsamen Ziele geführt. Die Verständigung zwischen den beiden unterhandelnden Teilen darüber, um welchen Preis die Mehrheitsparteien den neuesten, auf die Bewältigung der deutschen Obstruktion im Abgeordnetenhause abzielenden Plan der Regierung durchzuführen haben werden, steht schon außer aller Frage. Formell beruht dieser Pakt auf dem Zustandekommen eines Kompromisses zwischen dem in der Thronrede vom 29. März d. Js. niedergelegten Regierungsprogramm und den in der Mehrheitsadresse enthaltenen „Grundsätzen" der Politik der Majoritätsparteien. Diese beiden politischen Elaborate wurden in Uebereinstimmung gebracht — angeblich ohne Preisgebung der in demselben zum Ausdruck gebrachten Leitpunkte der beiden Paciscenten —, und nun steht dem einträchtigen Zusammenwirken der Regierung und der autonomistischen Mehrheit kein Hindernis mehr im Wege. Dieses Zusammenwirken des Grafen Badeni und seiner neu eingeschworenen Verbündeten auf der Rechten gilt zunächst einem ernsten, und wie es scheint auch letzten Versuche, die parlamentarische Krisis — wie das „Fremdenblatt" versichert — vor allem auf parlamentarische Weise und durch das Parlament selbst zu sanieren. Wie dieser Versuch der Unterdrückung der Obstruktion im Abgeordnetenhause inszeniert werden soll, darüber fehlen noch genauere Angaben. Das Sprechorgan der mährischen Klerikalen, „Hlas", bringt aus Wien die Meldung, daß der Kaiser bereits die Einwilligung zur Abänderung der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses durch eine Kaiserl. Verordnung auf Grund des § 14 der Verfassung gegeben habe, falls die Mehrheitsparteien sich mit einer derartigen Vergewaltigung dieses Grundgesetzes der parlamentarischen Rechte und Freiheiten einverstanden erklären sollten. Die Zustimmung der Jungtschechen zu diesem Regierungsakte steht zur Stunde noch aus, aber schließlich dürfte sie doch noch um den von ihnen geforderten Preis gewonnen werden. Sie verlangen Garantien dafür, daß die Regierung später den Spieß nicht umkehren und auf Grund der oktroyierten Geschäftsordnung den Vertretern des tschechischen Volkes im Parlament jede Möglichkeit einer wirksamen Bekämpfung der Regierungspolitik benehmen wird. Die Vertreter der übrigen Mehrheitsparteien stehen hingegen auf dem Standpunkte der unbedingten Anerkennung der Staatsnotwendigkeit, daß ein Funktionieren des Parlamentarismus und der Staatsmaschine um jeden Preis ermöglicht werde. Die Änderung der Geschäftsordnung müsse demnach von den Mehrheitsparteien nicht an eine für die Regierung unannehmbare Bedingung geknüpft werden, zumal diese geplante Änderung der Geschäftsordnung außerdem noch mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden sei. Diesbezüglich verlautet, daß man zunächst versuchen dürfte, dieses Ziel durch einen gleich beim Zusammentritt des Reichsrates eingebrachten Antrag auf eine entsprechende Änderung der Geschäftsordnung zu erreichen. Wenn dieser Versuch fehlschlagen sollte, dann hätte die Änderung der Geschäftsordnung in einer Weise zu geschehen, welche die Mehrheit der Aufgabe der Einbringung eines derartigen Antrages enthebt und von ihr nur eine Kundgebung verlangt, daß sie mit der auf Verordnungswege geschaffenen Bahn einverstanden sei.

— Von Interesse ist es zu erfahren, was man in Ungarn über den Stand der Dinge denkt. In seiner Vorbesprechung der vorgestrigen Konferenz bemerkt der „Pester Lloyd":

Wie wird Graf Badeni sich in dieser Gesellschaft befinden? Meint er wirklich, mit ihr, trotz der Deutschen und gegen die Deutschen regieren zu können? Einigermaßen interessiert diese Frage doch auch hierzulande aus einleuchtenden Gründen. Seit länger als fünfzehn Jahren fällt Oesterreich von einem Versuch in den andern, von einer Krise in die andere und jeder neue Versuch und jede neue Krise zehrt an den Lebenselementen des Staates; — wie lange, meint man, könne der kranke Körper, der sich Oesterreich nennt, diese böse Kurpfuscherei noch vertragen? . . . Die offizielle Politik Oesterreichs manifestiert seit manchem Jahre sich lediglich in gedankenlosen Experimenten von Einfall zu Einfall, oder in kühnem Zugreifen je nach dem Temperament oder den augenblicklichen Disposition des leitenden Ministers. Sehen wir auch die bezwingenden Thaten des Grafen Badeni nicht, die außergewöhnlichen Respekt vor seiner Weisheit einzuflößen vermöchten, so muß er ohne Zweifel wenn auch verborgenblütige, doch große Qualitäten besitzen, wenn er heute noch, inmitten der Situation, die er geschaffen hat, als der einzig mögliche und darum schlechterdings unersetzliche Ministerpräsident gilt. Allein seine Unfehlbarkeit in Ehren — wir wagen gleichwohl die Behauptung, daß er sich auf die Sprachenverordnung nicht eingelassen haben würde, wenn er deren Folgen hätte voraussehen können. Und diese Folgen lassen sich gar nicht rückgängig machen. Angenommen, es würde gelingen, die parlamentarische Obstruktion der Deutschen zu brechen, die Delegationswahlen und das Ausgleichsprovisorium rc. zu erzwingen — die Thatsache, daß der nationale Radikalismus unter den Deutschen zur Herrschaft emporgestiegen ist, wäre dadurch nicht nur nicht aus der Welt geschafft, sie würde nur an Inhalt und Tiefe gewinnen, in dem Maße, als die Hoffnung auf Remedur zusammenschwindet. Muß es trotzdem und alledem bei der Verordnung sein Bewenden haben auf jede Gefahr hin? Wenn der Rock falsch geknöpft ist — sagte Deák einmal — bleibt nichts anderes übrig, als ihn aufzuknöpfen; sollte diese schlichte Weisheit Franz Deáks nicht auch dem Grafen Badeni ein bischen empfehlenswert sein? Wir vermessen uns nicht, darauf eine Antwort zu erteilen. Nur will uns scheinen, daß der schwere Mißgriff, der mit dieser Ordonnanz gemacht worden ist, noch übergipfelt werden würde, wenn der österreichische Ministerpräsident sich allzu tief mit der Rechten des Abgeordnetenhauses einließe. Ueber den Zweck der morgigen Konferenz gehen zwei Lesarten durch die Blätter; nach der einen soll Graf Badeni nur ein Arbeitsprogramm vereinbaren, nach der andern sich der Majorität mit Haut und Haar verschreiben wollen. Das letztere können wir trotz manch übler Erfahrungen und Vorzeichen nicht glauben. Graf Badeni kann es mit seiner hohen Verantwortung nicht für verträglich halten, einen Zustand hervorzurufen, der die Deutschen systematisch in die Opposition und — zum Verzweiflungskampfe drängt.

Die wirtschaftliche Lage der indischen Bevölkerung.

Gerade zu rechter Zeit, angesichts der zu einer immer größeren Gefahr werdenden Gärung in der indischen Bevölkerung, ist von einem früheren Beamten der indischen Regierung W. Crooke ein Buch erschienen, das die bestehenden Verhältnisse in den nordwestlichen Provinzen von Indien behandelt und für die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage der indischen Eingeborenen überhaupt wertvolle Mitteilungen giebt. Der Verfasser hebt mit augenscheinlicher Sachkenntnis die ungeheueren Schwierigkeiten hervor, welche die indische Verwaltung vor sich sieht. Zunächst befaßt er sich mit der Frage: wie es um die Ernährung des Volkes steht. Wie die periodisch wiederkehrenden Hungersnöte beweisen, ist die Ernährung zu Zeiten sehr schlecht. Eine Hungersnot hat wirtschaftliche und soziale Gründe, unter letzteren wiegt ein Zustand der Uebervölkerung am schwersten. In anderen Ländern und bei anderen Völkern ist, wie die Geschichte an unzähligen Beispielen zeigt, ein Gegengewicht gegen diese Gefahr durch die Auswanderung nach anderen, weniger bevölkerten Gebieten gegeben — nicht so in Indien. „Dieses Volk verzichtet auf das Mittel, welches die überschüssige Bevölkerung von Irland nach Amerika drängte und welches heute die Italiener nach Brasilien oder Argentinien zieht, den Chinesen nach Malakka und den Inseln der Südsee. Der Staat findet sich hier einer Aufgabe gegenüber, welche die Hilfsquellen der mächtigsten Regierung übersteigen würde. Es giebt vielleicht in dem ganzen Laufe der menschlichen Geschichte kein traurigeres Bild als diese stumpfsinnigen, geduldigen Massen, die ihren herkömmlichen Weg weiter stolpern auf einem Pfade, der nur zum Verderben führen kann, die meisten von ihnen unbekümmert um die Zukunft, heiratend oder Heiraten stiftend, immer neue Generationen auf den schmalen Rand zusammendrängend, der sie von der Vernichtung trennt." Freilich muß den Indiern jedes Gefühl für eine Auswanderung abgehen, weil es von den ältesten Zeiten an immer nur eine Einwanderung nach Indien gegeben hat und niemals eine Auswanderung. Die Völker überstiegen die Engpässe des Pamir oder die anderen Pässe, die von Westasien herführen und drangen in das gesegnete Flachland von Nordindien ein, das dort gefundene Volk zurückwerfend. Eine Auswanderung über das Meer hatte die so bedrängte Bevölkerung nicht gelernt, und so zog sie sich allmählich immer weiter nach Süden zurück bis nach Ceylon hin, so lange bis die Zurückweichenden von den Vordringenden aufgerieben wurden.

Noch größere Schwierigkeiten bieten die religiösen Verhältnisse einer vernünftigen Verwaltung des Staates. Die sanitäre Reform z. B. hat überall mit Gebräuchen und Sitten zu kämpfen, die sämtlich durch eine lange Überlieferung geheiligt sind und zum Teil geradezu als von Gott verordnet verehrt werden. „Der Fortschritt, der während der letzten 30 Jahre in sanitärer Hinsicht gemacht ist, kann nur dazu dienen, die enormen Schwierigkeiten solcher Versuche in das hellste Licht zu setzen und zu zeigen, daß vieles davon außerhalb der Macht irgend einer Verwaltung steht, wenn letztere nicht jede finanzielle Erwägung und jede Rücksicht auf die Verurteile der Bevölkerung in den Wind schlagen will. Der fortdauernde Kreuzzug, der geführt wird, um ein gewisses Maß von Reinlichkeit in der Bevölkerung der indischen Städte durchzusetzen, ist ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade von Erfolg gewesen. Aber einen allgemeinen derartigen Kreuzzug gegen den Schmutz unter der indischen Landbevölkerung würde das Volk einfach nicht überdauern, und keine Regierung könnte ernstlich einen solchen ins Auge zu fassen wagen." Wie kann aber, wenn sanitäre Reformen nicht zu erzwingen sind, die Pest abgewandt oder in mäßige Grenzen eingeschränkt werden? Man hat ja erst in der jüngsten Geschichte gesehen, daß die Mittel zur Unterdrückung der Pest ohne die schwerste Gefahr, die religiöse und die Kastenempfindlichkeit des Volkes auf das heftigste zu reizen, gar nicht ins Werk gesetzt werden können. Mit vollem Rechte wird weiter ein anderer Punkt betont, der von großem Interesse ist. Eine europäische Nation wird bei dem Regieren über ein außereuropäisches Volk nicht umhin können, gewisse Grundsätze aus seiner eigenen Staatsverwaltung auf die dortigen Verhältnisse zu übertragen. So ist es ein Fundament unserer Rechtsanschauung, daß vor dem Gesetz alle Bürger gleich sein müssen. Wozu führt aber die Anwendung dieses Grundsatzes in Indien? Nicht nur zur Mißliebigkeit der Regierung beim Volke, sondern geradezu zu sozialen Störungen schwerster Art. Der uralte Kastengeist des indischen Volkes stempelt die Anwendung eines derartigen Rechtssatzes zu einem religiösen Gräuel in den Augen der höheren Klassen der dortigen Bevölkerung. „Sie verwerfen die kühle Unparteilichkeit unseres Rechts, welche die herkömmlichen Unterschiede zwischen Edelmann und gemeinem Mann verwischt hat und es dem Leibeigenen möglich macht, den Raja vor einen unserer Gerichtshöfe zu ziehen." Noch weit gefährlicher ist die Anwendung der Gesetze hinsichtlich der Schuldverhältnisse, wodurch dem Wucherer infolge des gesetzlichen Schutzes legaler Kontrakte eine große Macht über den Schuldner gegeben wird. Dies führt schon in europäischen Ländern zu den bedenklichsten Folgen, wie weit diese aber in Indien gehen, davon hat man hier kaum einen Begriff. „Es ist", sagt Crooke, „nach der Meinung der sachkundigsten Autoren keine Uebertreibung zu sagen, daß jetzt dreiviertel aller Landleute bis zum Betrage von mindestens einer vollen Jahresrente verschuldet sind." Wie diesem Zustande abzuhelfen wäre, darüber grübeln die Verwalter des indischen „Kleinodes" schon seit vielen Jahren. Manches ist versucht, mancher Versuch hat das Übel gar noch verschlimmert, aber bis jetzt ist nichts gefunden, was die Frage, von deren Lösung das künftige Gedeihen eines großen Teiles von

Kunst und Wissenschaft.

„Così fan tutte" in München.

Heinrich Bulthaupt schreibt in der „Weser-Zeitung": Nur ein einziger Tag war mir, als meine Ferien sich zu Ende neigten, für München verblieben, und der brachte mir eine unerwartete Freude. Nicht sowohl in der Kunstausstellung im Glaspalast, die ein weit längeres Verweilen erfordern mochte, damit man mit Luxaugen wie den meinen das Vortreffliche herausfindet, das von dem Marktschreierischen, dem Barocken und Fratzenhaften, das sich oft bis zur Unerträglichkeit vordrängte, für den ersten Blick überwuchert wurde — wohl aber im Theater, dem der Abend gehörte. Dort gab man „Così fan tutte" in neuer Einrichtung. Dort also kam ein Unsterblicher zu Gehör, der, wie leicht immer diese seine Schöpfung wiegen mochte, sich doch niemals unter Berufung auf die Natur so grausam gegen diese verfündigt hatte, wie so viele Aussteller des Glaspalastes. Nicht auf die Höhen, nicht in die Tiefen des „Don Juan", nicht in die heiligen Liebesgründe der „Zauberflöte" führt uns hier seine siegbafte Kunst. Er spielt, er tändelt. Aber was er verkündet, ist Wohllaut, und ein paar Stunden in dem klaren Bade dieser Töne herum zu plätschern, giebt uns solch ein unsägliches Wohlgefühl, daß man darüber schon einmal — es sind ja nur ein paar Stunden — den Ernst der Zeit und des ganzen Lebens vergessen darf. Und das Libretto mit seinen Thorheiten und Schwächen würde uns Mozarts Musik ja auch vergessen machen? Gewiß, das hat sie immer gethan. Aber doch immer nur zum Teil. Daß man seine Mängel aber ganz, oder doch fast ganz vergaß, ja daß man auch die Handlung dieser Maskenkomödie, die kein Vernünftiger ernsthaft nehmen kann, mit dem heitersten Behagen zu genießen vermochte, das ist einzig des neuen Intendanten und seiner Künstler Verdienst. Und wiederum des Intendanten an erster Stelle. Die Inszenierung der Oper war schlechtweg ein Meisterstück. Ton und Bild zauberten uns in eine von Licht und Farbe funkelnde, strahlend heitere Welt. Und sie blieben keine toten Zeichen. Alles an ihnen war von Seele durchströmt, von süßer Sinnlichkeit durchwärmt, von Schalkheit und Grazie belebt. Und das Geheimnis dieser Wirkung? Possart hat eben die Oper und ihren Charakter verstanden und ihr als Regisseur gegeben, was ihr demgemäß zukam. Das sollte freilich ein jeder thun, der dies wichtige Bühnenamt verwaltet — aber wie viele sind kraft oder mangels ihrer Begabung dazu im stande? Er hat, wie es die Meininger thaten, dem Geist des Dramas den Körper gebaut und sich zunächst weislich davor gehütet, dem Werk mit der grämlichen Miene des Pedanten zu nahen. Wo aber die Handlung unheilbaren Schaden nimmt, da hat er uns über ihre Gebresten durch die Reize der Ausstattung und eine Fülle feiner und heiterer Züge hinweggetäuscht, sodaß auch die Ernsthaftesten gute Miene machten und dem dramatischen Fasching lustig applaudierten. An sich ist es ja freilich ein starkes Stück, daß zwei junge Damen „aus der besten Gesellschaft" ihren Liebhabern, die sich auf ihre Treue verwettet haben und die, um die Holden zu prüfen, in einen Scheinkrieg ziehen, die heißesten Thränen nachweinen, um sich noch am selben Tage mit denselben Liebhabern, die sofort unerkannt in Vermummung zurückkehren, überkreuz wieder zu verloben! Es ist schon mehr als Toleranz, daß die Liebhaber trotz ihrer Entrüstung den Schönen diese Untreue so wenig nachtragen, daß sie sich, als sie nun in ihrer ersten und echten Gestalt ebenfalls noch am selben Tage wiederkehren, nach einigen Wut- und Spottszenen vielmehr ganz gemütlich mit den bedenklichen Bräuten zum Hochzeitsmahl niederlassen — wohlbemerkt demselben Hochzeitsmahl, das die wankelmütigen Damen für ihre anderen, ihre Pseudo-Verlobten hatten anrichten und an dem sie es sich auch schon hatten wohlschmecken lassen! Es ist kaum denkbar, daß die Mädchen die Jünglinge, deren Küsse noch auf ihren Lippen brennen, nicht wiedererkennen sollten, und es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Kammerzofchen vor vernünftigen Leuten als Arzt magnetische Kuren verrichten und als Notar bei der Unterzeichnung eines Heiratskontraktes praktizieren könnte. Aber haben wir es denn hier mit vernünftigen Leuten zu thun? Sind das alles nicht vielmehr ganz possenhafte Dinge? Geht es etwa in den Shakespeareschen Lustspielen verständiger her? Da treten zwei junge Mädchen als Rechtsanwalt und Gerichtsschreiber in öffentlicher Sitzung auf, in der es sich um nichts Geringeres als Tod und Leben handelt, und ihre Männer stehen dabei und erkennen sie nicht. Und Rosalinde und Celia? Die zum Knaben verwandelte Imogen, die von Vater und Gemahl unerkannt bleibt? Viola? Und was die sittlichen Voraussetzungen und Ausgänge betrifft, steht es um dieselben in „Was ihr wollt" und „Viel Lärm um nichts" erheblich besser? Nun macht mir allerdings der Kaufmannentausch in der letztgenannten Komödie immer hart zu schaffen, und ganz vermöge ich ihn nie. Aber das liegt doch nur daran, daß Shakespeare in demselben Werk zu ernste Saiten in uns hat erklingen und unser Herz in Mitgefühl für die arme mißhandelte Hero in Zorn und Empörung über den unverschämten Claudio hat erbeben lassen — denn dieser Widerstreit unvereinbarer Empfindungen, mit denen wir der nämlichen Thatsache gegenübertreten sollen, stört uns, wo eine konsequent durchgeführte Burleske jeden moralischen Einspruch sofort zum Schweigen gebracht haben würde. Und hierin liegt auch der Rest von Unbehagen begründet, den ich bei dem Ausgange von „Così fan tutte" empfinde. Was uns bei der leichtsinnigeren Dorabella lachen macht, befremdet uns bei der ernsteren Fiordiligi, die so tapfer gegen die neue Neigung für den schnäbärtigen Fremdling kämpft. Und auch sie wechselt schließlich ihren Bräutigam Hals über Kopf. Mit dem schwärmerischen Fernando geht es uns im Gegensatz zu dem leichtblütigen Guglielmo nicht viel anders. Und das hat nicht etwa der Textdichter in uns gewirkt, nicht da Ponte, der in dem Fortgang der Handlung um neue Einfälle immer verlegener wird, und der weit ehrenvoller besteht, wo er sich, wie in seinen übrigen Operndichtungen, an vorhandene Dramen anlehnen konnte. Nein, Mozart ist es. Hätte er den beiden Liebenden nicht so innige Töne geliehen, wir würden uns über ihr Verhalten zum Schluß weder wundern noch ärgern. Und aus dieser Erwägung heraus möchte ich auch die Bearbeiter des Textbuches nicht zu hart tadeln, die wie Schneider, Eduard Devrient und andere die Handlung dahin umgestalteten, daß sie die Mädchen hinter das Spiel ihrer Anbeter kommen und zum Schein darauf eingehen lassen, um so eine heitre Rache an ihnen zu nehmen, sie für ihre frivole Wette zu strafen und die beleidigte Frauenwelt zu rächen. Im übrigen glaube ich freilich, daß Mozart, der nicht nur ein musikalisches Genie von Gottes Gnaden, sondern daneben auch ein sehr kluger und im Punkt seiner Libretti scharfsichtiger Mann war, recht gut wußte, wie er den Stoff anzugreifen hatte. Das kündet schon die Ouverture an, die sorglosesten von allen, die er geschrieben hat. Wie ganz anders wirkte das Zeichen des „Don Juan" auf ihn ein, wie anders das geheimnisvolle Symbol, das sich für ihn in der „Zauberflöte" verbarg! Und wieder andere Töne hatte die „Entführung" in ihm geweckt, andere der „Figaro", mit dessen Ouverture sich die zu „Così fan tutte" scheinbar noch am ehesten vergleicht. Aber ihre Heiterkeit, ihr Wirrwarr sind doch weit realistischer, ihr Gesangsmotiv ist ungleich lieblicher als das Hauptthema des Presto der Ouverture zur Oper von der Weibertreue, das leicht und leichtsinnig an uns vorüberwirbelt, als wollte es den Titel illustrieren „So machen's Alle", den die genasführten Männer im zweiten Akt singen und den das Andante der Ouverture uns so deutlich zu Gemüte führt. Und bis auf jene Ablenkungen zu den Revieren ernsterer Neigung in

SLUB
Wir führen Wissen.